

Das Bekenntnis

Autor(en): **Schaffner, Jakob**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **24 (1920)**

PDF erstellt am: **17.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-573630>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Das Bekenntnis.

Novelle von Jakob Schaffner, Berlin-Schöneberg.

Mein Prozeß in erster Instanz ist beendet und das Urteil gesprochen. Der Verteidiger hat Berufung angemeldet. Es ist mir gelungen, wichtige Dinge im Dunkel zu halten und die Tatsachen zu verwirren. Wenn man systematisch verfährt und Scharfblick hat, ist das nicht so schwer. Trotzdem hat mich das Schwurgericht zum Tod verurteilt, und das hat mir einen ganz bestimmten Eindruck gemacht. Ich werde darauf zurückkommen. Außerdem hat mich das Todesurteil sozusagen ermüdet. Das ist so eine Müdigkeit aus dem Jenseits, die den dringenden Wunsch enthält, zu schlafen. Die ewige Ruhe — nun, auch darüber wird noch zu reden sein. Ich werde hier alles so darstellen, wie es gewesen ist. Ich lege mich vertrauensvoll in die Wahrheit wie in mein Sterbebett oder in meine Wiege; es ist beides dasselbe, und der Unterschied besteht nur darin, ob man es von hier oder vom andern Leben aus betrachtet.

Ich deutete an, daß ich mich in gewissem Sinn schuldig wisse. Gerade das habe ich während meines Prozesses hartnäckig geleugnet. Warum — das weiß ich selber nicht. Nur das ist mir klar: aus demselben unbekannten Grund habe ich die Tat getan. Aus demselben Grund ließ ich die Verhältnisse reifen, die dazu führen mußten, ohne daß ich es wollte. Unfre besten und unfre schlechtesten Beweggründe liegen tief im Schoß des göttlichen Geheimnisses. Wir wissen nichts davon. Unwissend wurden wir gezeugt. Unwissend zeugen wir weiter Kinder und Taten.

Zu viel Unheil wird immer noch angerichtet mit dem Dogma von der freien Wahl der Handlungen, und zu viel schmerzlicher Unsinn ist das mit dieser vollen und beschränkten Zurechnungsfähigkeit und dem Zustand geistiger Anmachtung während einer Tat. Es besteht Aussicht, daß mich mein Anwalt im zweiten Prozeß durchbringt; aber das wäre etwas Außerliches, Mechanisches. Die Gesetze über Leben und Tod stehen in unserm Innern, und ich bin glücklich, daß ich soviel Zartheit behalten habe, um

sie zu fühlen und ihnen gegenüber widerstandslos zu sein. Das ist meine Rettung. Alles andere wäre Flucht, Gemeinheit und dreistes Den-Schöpfer-Angrinsen.

Mein Vater ist früh gestorben. Er soll ein etwas jähher, hochstrebender, ungeduldiger aber vornehmer Mann gewesen sein. Meine Mutter war lebenslustig, graziös, elegant und den Künsten zugeeignet, sonst aber in vielem das Gegenteil von ihm. Er war ganz, was man amüslich nennt — unmusikalisches und ziemlich gleichgültig, wenn auch tolerant gegen Kunst und Dichtung. Ich selber habe ein übergeordnetes und doch ebenfalls etwas gleichgültiges Verhältnis zu diesen Dingen; ich schätze sie, kenne ihren Wert und umgebe mich gern mit ihnen; aber zu einem tieferen Erlebnis bin ich nicht gekommen, obwohl vielleicht die Anlagen dazu vorhanden sind. Auch im übrigen habe ich wohl mehr die Eigenschaften meines Vaters ohne seine Ausbrüche. Bemerken muß ich hier, daß diese Ausbrüche sich jedoch niemals gegen meine Mutter richteten; da war er von vollkommener Sanftmut und Geduld. Sie war so zart und verleglich wie eine feine Meißner Porzellanfigur, und er trug sie auf den Händen. Er verschaffte ihr Kunstgenüsse, soviel er konnte. Sie bevorzugte von der Musik die Operetten, von der Malerei die hübschen Akte und die wenig bekleideten Liebeszenen und von der Literatur die pikanten Geschichten, die Franzosen voran; sie kaufte sie in den gelben Umschlägen, und sie ließ sie verkommen, wenn sie sie genoß. Es fanden sich auch von früh auf Freunde, die ihr solche Sachen schenkten. Solange mein Vater lebte und solange sie nach dessen Tod noch als gute Partie galt, war sie überhaupt mit jeder Art von zivilisiertem Spielzeug reichlich versorgt. Ich fand später in ihrem Nachlaß ganze Instrumentarien des gebildeten Zeitvertreibs: Werkzeuge für Brandmalerei, Pastellfarben, Paletten und Pinsel, Hämmerchen und Ambößchen für Damen-Silberarbeiten, die einmal Mode waren, Feilchen und Nietkölbchen, und nichts habe ich in die Hand genommen

ohne ehrfürchtige und liebevolle Schauer; vieles davon habe ich geküßt und einige Sachen befanden sich stets in meiner nächsten Umgebung. Diese Dinge und Dingelchen bekam sie von Männern aus den verschiedensten Lebenslagen, deren sie eine bestimmte Anzahl schon damals um sich vereint zu haben scheint. Sie hielt ein sogenanntes offenes Haus, und besonders die Herren von der Bühne hatten bei ihr ein sehr geschätztes Heim und einen stets gedeckten Tisch. Wie sich der Vater damit abfand, weiß ich nicht aus eigener Anschauung; seine Verwandten behaupten, daß er sich zutode gequält habe, und ich will es glauben; denn sie war, wie gesagt, schön und, was noch mehr bedeutete, unaussprechlich liebenswürdig, ja verführerisch. Noch im tiefsten Elend war sie verführerisch. Sie hatte eine geheimnisvolle Dämonie über die Männer, gegen die es keinen Widerstand gab, wenigstens für diejenigen, die für sie eine wirkliche Schwäche besaßen. An die Schnorrergesellschaft denke ich hiebei nicht; diese Leute gingen vorwiegend der Futterstelle nach.

Sie kam aus der sogenannten Tiefe. Wo sie herkam, war genau nie zu erfahren, und den Verwandten meines Vaters, die sich immer über sie entsetzten, kann ich nicht trauen. Sie sind ein bißchen philiströs. Einen einzigen Verwandten von ihrer Seite habe ich gesprochen. Er betreibt einen kleinen Laden mit Zigarren und Lotterielosen nicht in der besten Stadtgegend, und eine gewisse Verkommenheit umwittert auch ihn; aber zugleich ist er ein habgieriger langweiliger Kerl und so häßlich, daß er ihr gegenüber als abschreckendes Gegenbeispiel dienen könnte. Wahrscheinlich war meine Mutter auch in ihrer Familie ein Unikum — eine Rose im Krautgarten oder so etwas. Nach gewissen Andeutungen des Zigarrenhändlers muß sie selber irgendwie mit der leichtgeschürzten Kunst zu tun gehabt haben, ehe mein Vater sie fand; das ist dann aber mit großer Umsicht geheim gehalten worden. Daß sie meinen Vater als impulsiv Natur, als großzügigen Menschen reizen konnte, kann ich sehr wohl begreifen. Ich selber habe als Kind manche Stunde auf seinem Schreibstuhl

knien vor ihrem Bild, das immer die vornehmste Stelle seines großen „Diplomaten“ einnahm, in einer Andacht verbracht, die weit über die übliche Kindesverehrung hinaus ging. Ich hatte sogar eine Art von Gebet, das ich immer wieder sprach: „Schöne Mutter, hab mich lieb! Ich hab dich auch so lieb!“ Manchmal betete ich zu Gott, daß sie nicht mehr so viel fremde Männer um sich haben möchte und daß er mich zu einem besonders großen, klugen und mächtigen Mann machen möge, um all diese andern auszustechen und mit ihr und Vater allein zu sein. Schon in den frühesten Erinnerungen finde ich jenen süßen traurigen Bann, in welchem ich durch ihre Existenz gehalten wurde. War sie da, so verhielt ich mich aus lauter Ehrfurcht und übermächtiger Liebe eher links und benommen, zumal ich beizeiten bemerkt hatte, daß ihr für meine schüchternen Liebeslosungen das Verständnis fehlte: ich legte ja eine Welt hinein; aber sie hatte keine Zeit und vielleicht auch keine Nerven für so ausgedehnte Beziehungen. Sie sagte vielleicht sehr freundlich lachend: „Ja, ja, bist ein netter Junge!“ und schickte mich zur Kinderfrau. Immer lachte sie, und das war das Bestrickende an ihr. Man konnte ihr übrigens leicht lästig fallen, das sah ich bei Vater; Kinder haben ja eine so hellseherische Beobachtungsgabe. Da ich den Vater als das Muster eines vornehmen edlen Mannes betrachtete, so nahm ich sein Verhalten ihr gegenüber an.

Man weiß, daß ich vor Gericht, sobald mein Verteidiger von vernachlässigtem Kind und dergleichen anfang, unruhig wurde und ihm über den Mund fuhr, obwohl doch nichts so geeignet war, die Rührung der Geschworenen für mich zu erwecken. Ich gab nicht zu, daß man Eigenschaften meiner Mutter für mich entlastend anführte, ja daß der Charakter meiner Mutter überhaupt eingehend diskutiert wurde. Das tat ich sowohl aus der Auffassung, daß es falsch und schief ist, einen Menschen für den andern verantwortlich zu machen — jeder hat die Elemente zu seiner Beurteilung vollzählig in sich —, auch aus dem ungemilderten Gefühl der eben berührten kindlich sehnüchtlgen Liebesbeziehung zu ihr, die

noch heute mein Sohnesverhältnis bestimmt.

Von mir hielt meine Mutter nicht viel, und zwar aus Instinkt, ohne jede Berechnung und Beobachtung, die ihrer lebenswürdigen Natur ganz fremd waren. Ich schien die Art meines Vaters zu haben, und das bestimmte. Auch zu dessen Lebzeiten hielt sie jeden mittelmäßigen Opernsänger für etwas ungleich höheres, dem ihr bürgerlicher und unmusikalischer Gatte gerade gut genug war, Wein vorzusetzen und beim Fortgehen in den Überzieher zu helfen, wenn er einen besaß. Hatte er keinen, so verschaffte sie ihm einen; entweder sie stürzte ihre Wirtschaftskasse und sagte nachher, daß sie alles ausgegeben habe, oder wenn die Kasse schon leer war, machte sie Schulden auf den Namen meines Vaters, und der Vater bezahlte nobel und schweigend. Es scheint nicht, daß sie ihm während dieser Zeit eigentlich die Treue gebrochen hat, oder daß er dergleichen zu argwöhnen schien. Hätte er gegewöhnt, so wäre das bei seiner Charakteranlage gleichbedeutend mit der Katastrophe gewesen; er würde den Menschen oder sie niedergeschossen haben, und ob er sich selber übrig gelassen hätte, wäre bei seiner ausgemachten Leidenschaft für sie auch zweifelhaft gewesen. Selbst seine Verwandten mutmaßen nichts in jener Richtung. Seinen Tod betrauerte sie ohne Frage ernsthaft und eifrig; störend war ihr hierin höchstens, daß die Trauer ihr so reizend stand. Sie war auch für mich hinreißend in dem langen Schleier und den wallenden schwarzen Gewändern. Wie Marmor schimmerten ihre Hände aus den Florspitzen heraus. In ihrer Verlassenheit machte sie einen geradezu ergreifenden Eindruck, und wenn sie in jener Zeit lächelte, so traten mir die Tränen in die Augen vor Hingebung und Bewunderung. Meine Verwandten haben sicher unrecht, wenn sie behaupten, daß sie damit geheuchelt habe. Um zu heucheln muß man die Wahrheit annähernd kennen, und sie hatte keine Ahnung von der Wahrheit. Sie war amoralisch, ohne lasterhaft zu sein; der Bürger aber versteht sich bloß auf Moral oder Laster. In ihrer Weise war sie sogar sehr stolz auf meinen Vater und

hielt — sicher von Anfang — darauf, daß sein Andenken mit allen Mitteln geehrt wurde; aber sie hatte nicht viel Energie, und Nachhaltigkeit langweilte sie leicht. Sie betonte besonders, daß er so gastfrei und immer edel denkend gewesen sei, und es stand ihr vorzüglich, wenn sie gut von ihm sprach. Auch hatte sie sich ja wirklich überall mit ihm sehen lassen können, obgleich er nicht sehr musikalisch und kunstsinzig gewesen war, und viele Frauen hatten sie zweifellos um diesen gutgewachsenen in seiner Art schönen Mann mit dem ernststen Blick voll geheimer blauer Heftigkeit und dem offenen lebenswerten Lächeln beneidet; auch dafür ist eine Frau ihres Schlages immer dankbar und erkenntlich. Solange sein Vermögen zu halten schien, was sie sich davon versprochen hatte, nahm auch sein Bild auf ihrer Kommode einen Ehrenplatz ein und pries sie ihn ihren Schauspielern als Muster eines guten Haushälters, wenn es ihr paßte, sich etwas darauf einzubilden. Sie selber nahm in der Zeit alle möglichen Belastungsproben an dessen Ergebnisse vor, und in dem Tempo, in dem das Vermögen allmählich abschmolz, wurde dann auch ihre Schätzung objektiver, und noch später, als das Geld über die Hälfte weg war, fand sie auch Flecken in seinem Charakter und zweifelte sie seine Geschäftsführung an.

Aber vorerst atmete ihr Wesen eine leichte sinnliche Harmonie, in welches sie alles zum Einklang zu bringen wußte. Es gibt ein Bild von Boticelli, das eine junge Frau mit einer Blume auf dem Mund darstellt — so war damals meine Mutter: immer mit einer Operettenmelodie auf den Lippen. Wenn sie nicht sang oder spielte, so saß sie gern in einem bequemen Stuhl oder lag auf dem Diwan in einem Eisbärenfell halb vergraben mit einem französischen Roman. Man trug damals viel Rüschen und Volants, seidene Unterröcke, die sich nicht genug tun konnten in der Entfaltung von schillernden Farben und Serpentinaen, und die Frauen vermochten keinen Fuß zu rühren, ohne daß es verräterisch rauschte. Dazu kamen kleine neckische Hütchen, die hoch auf der Frisur schwebten, farbenfreudige Sonnenschirme und

lange schwedische Handschuhe weit über die Ellbogen hinauf.

Hätte sich meine Mutter ein bißchen mehr mit mir abgegeben, so würde ich zweifellos ein sehr beglücktes Kind gewesen sein. Moralische Beklemmungen über ihren Wandel lagen mir ja fern; dafür umgab ich ihr Bild mit viel zuviel Zartheit und Gefühl; Kritik an ihrem Verhalten habe ich Zeit meines Lebens nicht ein einzigesmal geübt; das ist die Wahrheit. Sie war mir einfach das Gegebene, die Landschaft, in welche mich Gott gesetzt hatte, und wer kritisiert die ergreifenden Wunder seiner Heimat? Ich sah frühzeitig, daß sie mein Vermögen verschwendete; aber auch das schien mir nicht wesentlich, und vor allem: es war ihr erlaubt. Außerdem bin ich im Grund großmütig und optimistisch; ich traute mir schon früh zu, ein weit größeres Vermögen in viel kürzerer Zeit zu erwerben, als es meinem Vater gelungen war, der ebenfalls von unten angefangen hatte. Aber was sie tat, das war dies: sie zerstörte, ohne es zu wollen oder gar zu wissen, in mir den Glauben an die Sittlichkeit. Ich wuchs ohne Glauben auf. Aber da ich normal geboren und der Sohn eines charaktervollen und vollblütigen Vaters war, so hatte ich im tiefsten Wesen Verlangen nach dem Einklang mit der Sittlichkeit. Mit mir hätte gebetet werden sollen, um einen normalen Menschen aus mir zu machen. Man hätte mit mir ernst und gütig reden müssen. Ein Kind von meiner Anlage hatte nötig, Beispiele von natürlicher göttlicher Gelassenheit um sich zu sehen, wie sie eben bloß der Glaube der das Blut der Sittlichkeit ist, hervorbringt. Nicht Operetten hätte ich immer hören müssen, sondern Beethovensonaten von ernster Innerlichkeit, wenn ich ein nützlicher Staatsbürger werden sollte. Dasselbe gilt von meiner Lektüre; viel zu spät machte ich die Bekanntschaft der beiden großen Erzieher Jean Paul und Gottfried Keller, und da langweilte mich die Lektüre ihrer Werke schon, weil ich bereits für den natürlichen Geschmack verloren war. Mein Gaumen hatte sich an Pikanterien gewöhnt und brauchte nun immer gepfeffertere Kost, um das Sensationsbedürfnis zu befriedigen, das mit

jeder unnatürlichen glaubenslosen Lebensweise verbunden ist. Meiner Mutter zwar küßte ich noch heute in bewegter Ergebung die Hand, daß sie in mir die Zartheit und Ritterlichkeit gegen ihr Geschlecht erhalten hat. Wahrscheinlich waltete eine höhere Sorgsamkeit ihrer Natur darin, daß sie mich aus ihrem alltäglichen Lebenskreis fernhielt. Immerhin war sie eine Mutter und mußte die fromme Eindrucksfähigkeit einer kindlichen Seele höher stellen als alles laute Weltwesen, das doch stets sich selber profaniert. Niemals wurde ich zu ihren Teegesellschaften zugelassen, und ihre Schauspieler und Opernsänger lernte ich nur aus der Perspektive kennen. Wahrlich, von ihr ist mir nur Wunderbares und Bedeutsames gekommen, wenn sie mir auch manchmal schwer zu tragen auflud, wenn sie auch in der Folge mein Leben zerstört hat. Auch dazu war sie berechtigt; denn sie hat es geschaffen. Eben weil es nicht zum Einklang mit dem ihren gediehen ist, mußte es zerstört werden, um diesen Riß in der Natur zu heilen.

Heute ist mein Glaube an die Sittlichkeit wieder hergestellt. Und auch das ist schließlich ihr Werk. Man könnte sagen: sie hatte eben andere, originellere Wege als ordentliche Mütter, und vor allen Dingen hatte sie es unendlich viel schwerer als diese. Das habe ich sehr früh erkannt, und das war vielleicht die stärkste und geheimste Beziehung, die ich zu ihr pflegte.

Dazu habe ich als Wurzel oder Schlüssel eine kleine Begebenheit beizubringen. Es war wieder eine Teegesellschaft gewesen. Man hatte viel gesungen, gelacht, gelärmt, und mit großem Spektakel entfernte sich endlich diese Jünglingschar verschiedener Alter und Grade, ich kann schon sagen: verfolgt von meinem Haß. Ich hatte meinen Beobachtungsposten auf einer Art von Estrade. Es führte da eine Treppe zum Dachgarten hinauf; unterwegs lag eine Zwischenkammer in halber Höhe, die mein Bereich war, und davor eben jene Estrade. Mir entging keine Lächerlichkeit dieses Völkchens, und sehr früh bekam ich einen starken und vollkommenen bestimmten Begriff von dem, was man Komödiantentum nennt. Alle Verlogenheit, Eitelkeit und Treulosigkeit fühlte ich dort droben

wie eine Atmosphäre, und es war mir ganz klar, daß jeder dieser Hanswürste und niedlichen „Berühmtheiten“ meiner Mutter den Rücken drehen würde, sobald sich der Verkehr in diesem Haus nicht mehr „lohnnte“. Nachher ging ich leise in die Wohnung hinunter; ein Gefühl von unruhiger Bekümmernis trieb mich zu ihr. Von andern Räumen her näherte ich mich ihrem Boudoir; so hieß bei uns ihr Zimmer, weil sie selber es mit einigem Nachdruck so nannte. Sie saß auf ihrem Eisbären, die Hände im Schoß und noch vom vollen Licht der Gaslampen umflossen; aber ihr Ausdruck war so unfestlich, daß ich betroffen stehen blieb. Sie sah müde ins Leere; ihre Augen waren blicklos und ohne das Feuer, das sie noch unter der Tür beim Abschied hervorgebracht hatten; nicht einmal das sanfte Glühen der Lebenslust bemerkte ich darin, das sie sonst so anziehend machte. Ihr Mund hatte eine gleichgültige und unbefriedigte Form, die ich erst später häufiger zu sehen bekam. Eine gewisse Bitterkeit und Enttäuschung, ja eine beinahe fühlbare Trauer ging von ihrer einsamen Gestalt aus, die ich nicht zu deuten wußte, die mir aber mächtig ans Herz griff. Sie war für mich so unaussprechlich allein und verlassen, daß ich plötzlich zu weinen begann; ich zählte damals vielleicht sieben Jahre. Dadurch wurde sie auf mich aufmerksam. Sie regte sich etwas und blickte nach mir hin. „Nun, was willst du?“ fragte sie mit ihrer leichten musikalischen Stimme. Und als ich nicht antwortete, wurde sie ein wenig ungeduldig. „Geh doch zu Malvine, mein Kind!“ sagte sie — immer noch in freundlichem Ton — und erhob sich. „Ich muß mich jetzt doch umziehen, du Schäfchen“, setzte sie lachend hinzu und zuckte verwundert die Schultern. Sobald sie sich regte, war der Bann um sie gebrochen. Ich sah sie im Schlafzimmer verschwindern, und mir war, als hätte sich die Tür des Himmelsreichs vor meinen Augen geöffnet und wieder geschlossen. Auch von ihren Toilettengeheimnissen hielt sie mich fern; ich sah sie nie anders als angezogen oder im roten Kimono. Ich verstand mich selber nicht. Jetzt packte mich das Weinen erst recht. In Vaters Zimmer warf ich

mich auf sein Sofa und schluchzte mich in den Schlaf. Aber von da an wußte ich, daß auch sie nicht immer vergnügt und leicht war, und das war mir eine ungeheure Wissenschaft, ja es war mir eine stete Spannung, eine andauernde stille Ergriffenheit, die mich mit ihrer Gestalt verband. Es war ja da noch viel an ihr, was man nicht anreden konnte, was übrig blieb, wenn selbst sie sich ausgesprochen hatte, und was sie direkt mit Gott verband, wie ich manchmal dachte.

Immerhin enthält das Erlebnis auch die erste Abweisung, deren ich mich faßbar erinnern kann. Da ich auch in der Folge nicht mit ihr einfach glücklich sein durfte, so erwachte in mir allmählich das Bedürfnis, auf andern Wegen mit ihr zu Erlebnissen zu kommen. Ich bereitete mich darauf vor, durch besondere Leistungen ihre Aufmerksamkeit auf mich zu ziehen.

Wenn ich meine Geschichte schreibe, so schreibe ich eigentlich die Geschichte eines Ehrgeizes. Sicherlich ist der Ehrgeiz ein Verhängnis, wenn er sich auf einem so ungewissen Boden betätigt wie der meine, wenn er nicht auf der einfachen Sittlichkeit beruht und nicht mit allen entfalteten Seelenkräften eng und wach verbunden ist. Ich hatte nun soviel Operettenmusik gehört, daß ich mit elf Jahren daran ging, selber eine Operette zu verfassen. Mit ihr machte ich den ersten Versuch, mich aus meiner kindlichen Einsamkeit und aus der Welt meiner Kinderfrau in diejenige meiner Mutter zu schwingen, die ich aus vielen Gründen für die richtige und maßgebende hielt, hauptsächlich aber, weil es ihre Welt war. Den Text nahm ich aus den wirklichen Verhältnissen; ich dichtete in drei bewegten wahrhaftigen Akten das Problem eines Sohnes mit seiner schönen Mutter und seine Versöhnung durch einen ausbündig windhundigen und genialen Liebhaber und dessen Musik, die diese befreiende Wirkung haben sollte, war natürlich meine. Ich schreibe noch heute nicht: „Windhundig, aber genial“; sondern: „und“. Dieses „und“ war eine plane Zuneigung an ihre Welt; denn ich selber war alles eher als windhundig. Es war die weitgehendste Konzession, deren ich in jenen Jahren bei meiner frühen Tiefgründigkeit und bei meinem Haß

gegen die Gaukler überhaupt fähig war. Beim Namen des Jungen im Personenverzeichnis stand ausdrücklich: „Hosenrolle“ mit Ausrufungszeichen, und mit dem ganzen Erzeugnis hoffte ich wie Odysseus mit dem Bogen die Liebhaber meiner Mutter aus dem Feld zu schlagen. Wenn sie erkannte, daß sie einen so begabten und selbstproduktiven Sohn hatte, dachte ich, so mußte sie sich doch von diesen faselhaften Bühnenhüpfern und Nachsängern abwenden und ihre ganze Lebenswürdigkeit und Musikalität auf mich vereinigen. Das schien mir ein Ergebnis von wunderbarem Wert, das meinen Aufstieg ein für allemal begründen und mich zum glücklichsten und freimütigsten Jungen machen sollte. Glück und Freimütigkeit — das waren damals meine Ideale, und man muß zugeben, daß es geringere gibt. Ein Junge, der ohnehin glücklich und freimütig ist, wird natürlich andere Ideale haben.

Lange dachte ich darüber nach, auf welche Weise ich die Dichtung am vorteilhaftesten zur Erscheinung bringen könnte. Ich verfiel darauf, die Liebhaber meiner Mutter selber zu bitten, daß sie mir das Werkchen zur Feier ihres Geburtstags aufführten; aber diese schädigen Seelen behielten das Manuskript wochenlang und brachten es mir endlich mit Kaffee besleckt und nach Zigarrenrauch stinkend zurück, um sich mit allerlei faulen Ausreden aus der Sache zu ziehen.

Ich war damals empört darüber, daß sie sich nicht mehr für meine Mutter anstrengen wollten, während diese doch immer bereit war, ihnen einen Wunsch zu erfüllen, ihre Schulden zu bezahlen, ihnen ein Bühnenkostüm zu schenken und so weiter; darin war sie wirklich großartig und von vollendeter Natur. Erst später kam ich dahinter, daß die Kunden Lunte rochen und keine Lust hatten, die Hand zu einer Palastrevolution zu bieten. Aber vielleicht hatten sie, ungebildet und knetenhaft, wie sie unter der Lünche waren, das Ding überhaupt nicht angesehen und die Witterung einfach aus der Luft empfangen. Sie waren mir in der letzten Zeit ohnehin nicht grün, da ich ihnen zuviel sah und hörte, und wahrscheinlich bekam auch mein Blick all-

mählich einen zu aufmerksamen Ausdruck.

Kurz, aus der Aufführung wurde nichts, und ich mußte mich auf etwas anderes besinnen. Ich schrieb die beschnittenen Blätter neu, ließ das Ganze schön einbinden und legte es meiner Mutter auf den Geburtstagstisch. „Die Versöhnung, Operette von Maxim Perfer, seiner lebenswürdigen Mutter gewidmet!“ Dazu das Datum, und alles in goldener Schrift, die ich ebenfalls selber entworfen hatte; es war ein rühmenswertes Titelblatt in jeder Richtung. Die Worte: „Seiner lebenswürdigen Mutter“ hatte ich geküßt, und auf den Stellen, wo sie in der Operette nach meiner Meinung die schönsten Rollen hatte, hatte meine Wange gelegen. Sie konnte nun alles zum Heil wenden. Daß ich's kurz mache — denn sie machte es auch kurz —: Sie nahm das Ding mit einem verwunderten Blick auf, steckte die weiße Nase hinein, auf welcher einige Sommersprossen waren, ging sofort neugierig an den Flügel und spielte die Ouvertüre an, schlug einige Szenen auf und kimperte an diesen herum, sprang zum Finale über, spielte aber auch dies nicht zu Ende, obwohl einige halsbrecherische Harmonien darin waren — aus geheimem Zweifel an mir hatte ich vielfach gewaltig aufgetragen — und gab endlich ihre Bemühungen mit dem halb lachenden, halb ratlosen Ausruf auf: „Ja was soll denn das sein um Gottes Willen?“

Ich muß nun zu ihrer Entschuldigung bemerken, daß sie in jener Zeit schon morgens, oder vielmehr nachmittags — denn sie stand sehr spät auf — von jener nervösen und ungeduldigen Manier befallen war, durch die sie uns so manche unerwartete Schwierigkeit bereitete, und heute hatte sie sich auf meine Bitte ihres Geburtstags wegen zwei Stunden früher als sonst erhoben, was sie auch nicht elastischer machte, zumal sie den Abend vorher oder vielmehr die Nacht besonders spät nach Hause gekommen war; ich hörte sie immer, da ich nicht schlafen konnte, bevor ich sie in der Wohnung wußte. Die Frage schmetterte mich furchtbar nieder; gerade auf diesem Gebiet betrachtete ich sie als unbedingte Autorität. Die Tränen

traten mir in die Augen; aber zugleich brannte mir auch der verletzte Ehrgeiz in die Seele, und eine unglückliche dumpfe Wut über die ganze „Welt“ erfüllte mich. „Das ist eine Operette,“ stieß ich trotzig, aber bereits im Bewußtsein der verlorenen Schlacht hervor, „die ich dir zu Ehren gedichtet und komponiert habe. Aber wenn sie dir nicht gefällt, so kann ich sie ja zurücknehmen —!“ Mir schwankte alles vor den Augen. Ich hatte gleich das äußerste Wort gesprochen, um mich zu salbieren, aber auch, um sie zu warnen und vielleicht doch noch zu erschüttern. Jungens in diesem Alter sind zwar etwas gewaltsame und rauhe Diplomaten; doch in der seelischen Anlage irren sie sich nicht so leicht.

Nach der Natur der Dinge hätte ich sie auch rühren müssen; aber sie war unausgeschlafen. Auf mich unvorbereitet, von schwerwiegenden andern Dingen abgezogen — es hieß damals, daß sie wieder heiraten wollte — und schon nicht mehr in der besten Vermögenslage; und wer wußte, wie sie über das Bühnengewesen, das sie umwimmelte, manchmal in Wahrheit dachte. Ich hätte nun immer noch eine Wirkung gefeiert, wenn sie wenigstens etwas ärgerlich geworden wäre; aber sie lachte fast unberührt und höchstens ein wenig traurig; Ungezogenheit machte sie immer hilflos, und von ihren Freunden hatte sie in der letzten Zeit mehr davon erfahren, als ihrer Selbstachtung gut war. „Hier, mein Kind! Deshalb keinen Unfrieden!“ sagte sie außerordentlich gewinnend und reichte mir das Heft hin. „Du hast mir ja sonst soviel geschenkt. Wirklich, du bist ein reizender Junge!“

Sie hatte natürlich vollkommen Recht. Ich konnte nachgerade wissen, wie unbittlich in ihren Kreisen mit der Beurteilung von derartigen Erzeugnissen verfahren wurde, und in ihrer Gutmütigkeit tat sie wirklich alles, um mir die Zurücknahme leicht zu machen. Aber ich war ganz verwirrt und aufgestört von diesen Widersprüchen. Unbeweglich blieb ich stehen und reckte nicht einmal die Hand aus, um das sicherlich sehr stümperhafte und lächerliche Machwerk an mich zu nehmen, und dadurch wurde sie noch ein-

mal auf mich aufmerksam. Wie suchend überflogen ihre innerlich schon so unbefriedigten Blicke meine Gestalt, und sie schien sich daran zu erinnern, daß sie mir vielleicht noch sonst eine Erklärung geben müsse. „Na ja!“ sagte sie beinahe liebevoll begütigend, aber mit der unerschütterlichen Sicherheit, die sie von dem Theaterpersonal angenommen hatte. „Das ist doch keine Operette, das ist ja ein Trauermarsch. Die Ouvertüre ist ein Choral. — Ueberhaupt dränge dich nur ja nicht in anderer Leute Milieu ein!“ setzte sie plötzlich mit einer spöttischen Anwendung, die bei ihr äußerst selten und immer sehr liebenswürdig war, hinzu. „Bleib' um Gottes willen bei deiner Algebra und deinem Lateinisch.“ An der heimlichen Nervosität, mit der sie trotz ihres Lachens schloß, erkenne ich heute, daß auch sie nicht mehr ganz frei von Angefochtenheit war. Ganz unangefochten war sie nur, solange es ihr gut ging; nachher setzte wenigstens eine Art von unruhiger Betrachtung ein, hinter welcher die Ernüchterung lauerte. Kein Mensch ergibt sich dieser widerstandslos; bei Leuten ihres Schlages geht ihr auf lange Strecken schlechte Laune voraus, und man soll nicht glauben, daß das kein Leiden ist.

Das alles wußte ich damals noch nicht, konnte ich noch nicht wissen. Fast sterbend vor verletzten Gefühlen und vor ohnmächtigen Anstrengungen, sie zu verstehen, nahm ich das Heft an mich, öffnete den Mund, um irgend etwas gleichgültiges oder auch ungeheures zu sagen, vermochte aber nur die Lippen zu bewegen — ich muß ausgesehen haben wie ein Fisch auf dem Trockenen — und lief plötzlich weg, um nicht noch länger ein lächerliches Schauspiel zu bieten. Noch heute reizen mich ihre Ausdrücke: „Trauermarsch“ und „Choral“ zur Wut, weil sie den borniert übertreibenden Jargon der Bühnenhalbmenschen sprechen. Ich gestehe, daß ich bis auf diese Tage einen krankhaften Haß gegen alles, was Theater ist oder daran erinnert, unterworfen bin.

Meine Mutter sah nun vielleicht, daß ich mich gekränkt fühlte, und eine Zeitlang tat sie viel, um mich zu versöhnen, und kam mir weit entgegen. Sie schenkte mir,

was sie sich erdenken konnte, machte mir eine gute Stellung gegenüber meinen Schulkameraden — ich hatte ein Fahrrad, ich hatte die besten englischen Schlittschuhe, ich war gut und schneidig gekleidet und so weiter — aber nie schenkte sie mir etwas, das mich mit ihrer Welt verband, und was ich tat und ließ, blieb ihr nach wie vor uninteressant und gleichgültig. Sie sah mich selten und auch da nur mit zerstreuten Augen, und in ihrer Seele herrschte nach wie vor irgend so ein Operettenmulpe oder ein Schwankfagke. Eine Zeitlang war ich ganz verzweifelt, und das Leben gähnte mich an wie ein zahnloser, übelriechender Schlund. Nichts freute mich mehr. Zwar machte ich nach wie vor alles mit, aber ich hatte keinen Geschmack daran. Wäre ich blasirt gewesen, so hätte ich alles leichter durchgemacht, und besonders mein Selbstgefühl hätte nicht so heillosen Schaden gelitten. Davon hat es sich auch nie ganz erholt, zumal in der Folge noch mehr dazu kam, um es zu ruinieren. Ich bin daher noch heute rasend empfindlich und verlegbar, und daß diese Schwäche nicht allgemein aufgefallen ist, beweist nur, welche Übung ich erlangt hatte, um sie zu verdecken. Darauf bin ich ein bißchen stolz; wenigstens habe ich so lange einen guten Anblick geboten.

Aber damals war ich noch weich, ein-drucksfähig und abhängig. Einen ganz bestimmten Eindruck machte mir der Laut „Choral“ in der Folge. Er löste sich aus seinen höchst verwirrenden Beziehungen, brach sozusagen seine Verbindungen ab und trat in ein besonderes ernstes Verhältnis zu mir, das darauf abzielte, Ersatz zu geben, Gerechtigkeit und Ausgleich zu schaffen. Kurz, es begann, von diesem Wort geweckt, mein innerlichster Zeitabschnitt. Ein Frömmeler war ich nie. Auch damals hat mich keiner Pietist oder Mucker geschimpft. Die Leute und meine Kameraden merkten nicht einmal, was in mir vorging. Es war einfach dies, daß die religiösen Vorstellungen von Gott, Ehrfurcht und so weiter etwas stärker in mir leuchteten als sonst, und daß mir dieses Licht meine Lebensfreudigkeit zurückgab. Ich bekam wieder gute Zeugnisse, wurde ein meist führender Kamerad bei den

Spielen und Ausflügen, der beste Schwimmer und Schlittschuhläufer, und darüber hinaus war ich noch der Ratgeber und Helfer bei allen möglichen Verwicklungen, der Vermittler zwischen streitenden Parteien oder zwischen in Ungnade gefallenen Schülern und den Lehrern, bei denen ich ein besonderes Ansehen genoß, und an meinen Aufsatzheften und Lösungen waren immer so und so viel stille Teilhaber interessiert. Nicht nur Anerkennung hatten die Lehrer für mich, sondern auch Sympathie, ja Teilnahme. „Bei einer solchen Mutter und in derartigen häuslichen Verhältnissen!“ hieß es, und man war bestrebt, mir moralische Unterstützung zu verleihen. Das war zweifellos eine gute und anständige Zeit. Meine fromme Grundstimmung war echt, unspesuliert, gar nicht intellektuell, dabei tätig, keineswegs ohne Strebbarkeit und Ehrgeiz, freimütig und auch großherzig, wie sie nur bei jungen Menschen sein kann — kurz, ich war ein ordentlicher und ganzer Kerl. Meine Mutter liebte ich zwar weiter, und gegen das Bühnenpersonal entwarf ich Strafpäne; alles was mir von ihr Bitteres und Unverständliches kam, schrieb ich den Rampenhüpfern ins Schuldbuch, und die Gefährlichkeit dieser Verschiebung liegt klar am Tag. Ich hätte ihr vergeben müssen, ja, ich hätte mich vor ihr jede Stunde des Tages und der Nacht demütigen müssen; denn ich wußte ja auch nicht, was ihr mein Vater schuldig geblieben war und worin ich sie enttäuschte. So trug sich ein bedenkliches Schuldkonto unter anderm Namen genau und unerbittlich nachgerechnet durch die Jahre auf, und was sollte werden, wenn sich meine Schuldner eines Tages verzogen und ich mit der Mutter allein blieb? Nun, daran dachte ich damals noch nicht; aber es ist doch der Beweis dafür, daß meine Frömmigkeit recht weltlich und oberflächlich und keinesfalls in meinem Wesen verwurzelt war.

Wir machten miteinander eine Klasse, wie man sie lange nicht gehabt hatte — sie wird auch so bald nicht wiedergekommen sein — hatten auch das Glück, in Geschichte, Deutsch und Griechisch gute Lehrer vorzufinden, und für Naturwissenschaft kam noch einer hinzu, ein

ziemlich junger Mensch, für den wir aber schon nach kurzer Zeit durchs Feuer gingen und den ich noch heute verehere.

Was an mir Gutes und Anständiges von Vorstellungen ist, das verdanke ich diesen Männern. Ihnen verdanke ich auch, daß ich nie ganz im Streber- und Schiebertum untergegangen bin und daß ich wenigstens immer wußte, daß außerdem noch Dichtung, Religion, Philosophie und ernste Musik existierten, wenn ich persönlich auch dafür verdorben war; aber allein dies Wissen bewahrt den Menschen schon vor der äußersten Gemeinheit. Weniger klar wurden mir, wie schon angedeutet, die Grundbegriffe des Christentums. Das lag an unserm Religionslehrer. Wir bildeten zwar auch eine gute, ernste Konfirmandenklasse, und ich persönlich hatte viele Zeiten tieferer religiöser Bewegung, in denen mir Christus sehr nahe ging und seine Lehre wie ein leuchtendes Nordlicht vor meinen Augen stand; aber später merkte ich, daß da noch außerdem Beziehungen und Tatsachen sein mußten, von denen ich ausgeschlossen geblieben war. Man begreift, daß bei meiner Charakteranlage diese Entdeckung nur erbitternd und aufreizend wirken konnte. Unser Pastor gab uns das lutherische Dogma, wie er es gelernt hatte, reinen Protestantismus, und das Evangelium spielte immer eine große Rolle; aber es lag über allem etwas wie ein Spinnwebgewebe: Der Paulinismus machte grau, was farbig und lebensfrisch war. Diesen Apostel Paulus habe ich nie bewundern mögen; ich hatte ihn stets im Verdacht, Christi Feind geblieben zu sein. Damals litt ich an seinen Römer- und Korintherbriefen geheim und unruhig, ohne den Grund zu wissen. Ich wollte mich an der Gestalt Christi halten; aber sobald ich nach Christus griff, hatte ich Paulus in den Händen. Ich dachte schließlich, Christus sei wohl etwas so Hohes, daß man ihn erst auf Umwegen und nach gründlichen Vorbereitungen verstehen könne, und darin finde ich den Grund einer gewissen Betrübniß, die während des ganzen Winters auf mir lag. Ich war enttäuscht, ohne es mir einzugestehen, ja, ich erlaubte mir nicht einmal das Recht dazu, desto mehr strebte ich

nach Inbrünstigkeiten und Ergriffenheiten, und so kam ich wohl zu einer Religiosität, die nicht ganz auf den richtigen Grundlagen aufgebaut war. Ich glaube genügende Unterlage für die Annahme zu haben, daß ich damit keineswegs allein stand. Mir scheint, die ganze protestantische Kirche teilt mein Schicksal. Auch hier wird etwas übertäubt, womit man nicht in der richtigen Weise offenerfertig wird. Die protestantische Kirche soll nicht sagen, daß sie im Gegensatz zur katholischen ohne Mittler mit Christus verkehrt. Ihr Mittler ist Paulus.

Auf diesem schwankenden Standpunkt trat ich in das Sakrament der Konfirmation. In ihm glaubte ich auch ein sittliches Gegengewicht gegen die eben damals beginnende — ich muß es so nennen — offenkundige Niederlichkeit meiner Mutter zu haben. Das fortwauernde Leiden an ihr in Verbindung mit jener nicht recht substantivierten inneren Gehobenheit führten mich dann dazu, nach vier Jahren der tiefsten Einsüchterung wieder einen großen Versuch der Versöhnung zu unternehmen. Ich bat meine Mutter einfach, bei meiner Konfirmation zugegen zu sein. Dies tat ich so ruhig und selbstverständlich als möglich — beinahe geschäftlich — alles aus jugendlicher Ueberempfindlichkeit und um mir bei ihr nicht wieder eine Blöße zu geben. So sah es schließlich mit meinem Gottvertrauen aus!

Heute freilich bin ich nicht sicher, ob ich nicht bei größerem Bekenntnismut und bei stärkerem Glauben mehr Glück gehabt hätte. Vielleicht befand sie sich in einem Zustand, in welchem eine freimütige Gotteskindschaft tiefen Eindruck auf sie gemacht hätte. Nun, es geschieht im Leben immer, was muß, und was nicht in den Dingen liegt, das geschieht nicht. Sie sah mich einen Moment wieder verwundert an, begriff dann aber, daß ich als ihr Kind Anspruch auf die Bitte hatte, und sagte ohne weiteres und ebenso selbstverständlich zu. Dann sprach sie gleich davon, daß die argentiniischen Papiere neuerlich so stark anzögen und daß sie im Sinn habe, einen Teil ihrer preußischen Konsole dagegen einzutauschen. Ich begriff, daß ich in ihren Augen plötzlich ver-

trauenswürdig geworden war und daß sie wünschte, mich von einem solchen Schritt als Sohn ihres toten Vaters zu unterrichten. Etwas wunderte es mich, daß sie sich über den Stand von Papieren und dergleichen überhaupt Gedanken machte. Ziemlich viel später erfuhr ich, daß sie ungebärdig spekulierte, um dem Verfall unseres Vermögens beizukommen und sich auf der Höhe zu erhalten. Sie hatte also schwere Sorgen und kämpfte gegen den Untergang. Die preußischen Konsolen verkaufte sie richtig; aber sie erwarb nicht jene argentinischen Staatswerte dagegen, sondern irgendwelche Spekulationspapiere, die ihr einer ihrer Komödianten angeraten hatte. Natürlich verlor sie alles; es gibt ja kein Gebiet des Lebens, in welchem diese Lemuren nicht dilettieren, und sie war so gutgläubig. Natürlich verlor sie wieder Summen, die ausreichten, um zwei Jahre gut davon zu leben.

Am Palmsonntag früh, als ich gehen sollte — es läutete schon — war sie noch nicht fertig; ich mußte trotz meinen Vorbereitungen allein zur Kirche. Nach dem Gesang endlich erschien sie, etwas geräuschvoll, in eleganter Garderobe und in Begleitung von drei Bühnenjünglingen, von denen einer bereits das höhere Alter erreicht hatte, ohne damit die dort doch leicht anzutreffende höhere Tugend und Würde mit seiner Person in irgendwelche Beziehung zu bringen. Sie hatte alles auf meine Ehrung angelegt; aber es wurde ein richtiger Skandal. Alles hatte die Nase dort. Es wurde geflüstert. Die Andacht war gestört. Wie ich die auf mich entfallenden Fragen beantwortete, weiß ich heute noch nicht, ebenso wenig wie ich zum Altar und auf meinen Platz zurückkam. Ich bin also konfirmiert wie getauft: ohne mein Bewußtsein. Nur eines fühlte ich deutlich: den abgründigen Gram des Vatergeistes, den ich innerlich heute besonders nahe bei mir spürte. Am Fortbestehen des menschlichen Wesens als sittliche Einheit im Plan des Lebens habe gerade ich niemals gezweifelt, und ich verstehe nicht, daß man sich bei einem so sehr billigen Schluß beruhigen kann, wie es das moderne Dogma vom endgültigen Verlöschen mit dem Tod dar-

stellt. Was hätte dann das alles für einen Sinn? Aber das ist nun einmal Wissenschaft, und ich fühle nicht die Berufung dagegen zu kämpfen. Wer weiß was die nächste Generation glaubt. Für mich genügt es ja vollkommen, daß ich bis auf den Grund zerstört und verwüstet — durch meine eigene Mutter verwüstet — aus der Kirche kam. Schon traf sie Festzurüstungen: Aus dem Handgelenk bereitete sie ein Gelage vor. Der Gottesdienst hatte animierend auf sie gewirkt. Von meiner Haltung war sie als Mutter geradezu geschmeichelt, und auch die Theaterjünglinge sagten, daß ich eine sehr gute Figur gemacht hätte. Vor der Kirche küßte sie mich ab wie ein kleines Tier, und dann erteilte sie Befehle an ihre Korona. Der eine mußte Austern und Champagner herbeschaffen, der andere hatte Blumen aufzutreiben, der dritte sollte einen vierten herlotsen, der so entzückende Toaste ausbrachte, und bei alldem hatte diese Frau nicht die blasseste Ahnung, daß sie bitteres Vergnügen erregte. Nachdem sie so ihre Bedienten auf den Trab gebracht hatte, winkte sie noch ein Auto herbei und zur Feier des Tages machte sie mit mir einen großen Umweg durch den Park und am See entlang; zur Abwechslung redete sie wirklich einmal mit mir über meine Zukunft. Das hätte alles schön und unvergänglich sein können; aber es war trotz ihrer großen Liebenswürdigkeit so unsäglich nüchtern und geschäftlich, daß mir vor Erbitterung gegen mich selber noch heute die Hand mit der Feder zittert, während ich es niederschreibe. Warum konnte ich nicht dankbarer sein? Ich war nun erwachsen, und es kam darauf an, die einträglichste Laufbahn einzuschlagen. Dafür hielt sie mit Recht die Juristerei; ich aber hatte meinen Narren schon an der Naturwissenschaft gefressen und wollte Biologe werden, damit endlich einmal einer dem organischen Leben auf die Spur käme. Doch sagte ich hiervon nichts — natürlich aus Ueberempfindlichkeit und mangelndem Selbstgefühl. Ich ließ sie verstoßt reden, schluckte an meiner maßlosen Enttäuschung und sah mit Wut dem Mittagsgelage entgegen. Um auch dies kurz zu machen: beim Mittagessen betrank ich mich mit Champagner, und das Ganze nahm ein

über alle Maßen erbärmliches Ende. Das letzte, was ich hörte, war das schonende Lachen der Mutter über meinen alkoholisierten Zustand und die Versicherungen ihrer Schmaroker, daß sie mich schon ins Leben einführen wollten. Vorläufig sank ich unter den Tisch. „Mein Gott, er ist noch so unschuldig!“ sagte meine Mutter, und noch im Untersinken war ich ihr dankbar für die lebenswürdig-bedauernde Nachsicht in diesem Wort.

Die nächste Zeit war beherrscht von einem furchtbaren Ragenjammer, der sich meiner bemächtigt hatte. Mein ganzer Lebensplan war wieder lächerlich und wertlos geworden, und ich konnte wieder von vorn anfangen. Das ist ja nun deutsches Schicksal überhaupt; aber mir fehlte die Demut, die dazu gehört, ich war ja von einem ganz undeutschen Ehrgeiz besessen. Ich war fähig, an der Ehre zu leiden, ein Zug, den ich den Deutschen im allgemeinen nicht zuerkenne. Die Franzosen haben ihn in hohem Grad; die Engländer lassen es schon nicht so weit kommen. Bei den Russen ist er vollends unbekannt. Schließlich war aber die Blamierung der religiösen Gehobenheit meinem Fortkommen in der Welt nicht weiter hinderlich; ich war eben nun einer mehr, der mit Ruinen in der Seele ins Leben geht. Eine Bitterkeit davon ist zwar nachgeblieben, und sie kann sich gelegentlich bis zur Ergrimmtheit steigern, zu einem Anmut, der jedesmal einige feine Herzfaser kosten; aber meine unverwundliche animalische Gesundheit ersetzt sie ohne Umstände durch rein motorische Leistungsmuskeln, und man lebt immer wieder weiter. Ich muß also feststellen, daß mein Leben in diesem Sinn eine stetige Entwicklung zum Tier gewesen ist, zu einem Tier mit gestörtem Selbstbewußtsein, und das ist die traurigste Kreatur, die ich kenne, weil sie ihrer nie sicher ist. Denn darin liegt das Beneidenswerte am reinen Tier: die natürliche Lebensgewißheit, die keinen andern Zustand kennt als den eigenen. Ein großer Teil aller Menschen rangiert noch in diese Kategorie. Es sind die einfachsten, angenehmsten, freundlichsten Leute, mit denen ich zu tun gehabt habe, von einigen Bestien abgesehen, die man unschädlich

machen sollte. Auch unser Naturwissenschaftler gehörte zu ihnen, und er wurde so der natürliche Richtungspunkt meiner nächsten Epoche. Legt man den Glauben ab, so bleibt der Unglaube, das bare Heidentum. In dieser Verfassung ist alles „Kraft und Stoff“ oder „chemische Reaktion und Dynamik“, und es gibt keine Frage, die sich nicht befriedigend lösen läßt, und zwar durch experimentelle Versuche und Messungen. Man sieht sofort: nichts ist geeigneter zum Spielzeug heranwachsender junger Leute als eine solche vereinfachte Welt. Man reitet auf Atomen wie Münchhausen durchs Weltall, kehrt auf Lichtmolekülen kolossal weise zurück, um nun der Amöbe einige wohlwollende Beachtung zu schenken; denn immerhin hat man sie als Urgroßvater zu schätzen, und ohne ihre famose Idee, sich rechtzeitig umzustülpen, wäre man schwerlich weiter gekommen. Der Naturwissenschaftler war Monist, und wir alle wurden Monisten. Die neue Weltanschauung hatte sich rettend eingestellt. Kämpfe waren weiter nicht notwendig gewesen, und der unbittliche Austrag der verbliebenen, immerhin bedeutenden sittlichen Rückstände erübrigte sich. Die Tuberkeln in meiner moralischen Lunge verkapselten sich, und ich wurde wieder ein ganzer Bursch. Jetzt war die Wissenschaft mein Ideal. Natürlich betrieb ich sie wieder mit vollem Ehrgeiz und legte alles hinein, was in mir war und nach Rechtfertigung strebte. Das ist auch deutsch — dies Bedürfnis, sich mit Leistung zu rechtfertigen. Es ist sogar spezifisch deutsch; in keinem andern Volk ist es zu finden. Ich rückte nun vollends zum Primus auf, ohne es zu wollen. Gegenüber meinen Mitschülern änderte ich nichts an meinem Verhalten; zu Hause verschwieg ich den neuen Grad. Alle meine Erfolge verschwieg ich systematisch, und meine Zeugnisse wurden nie eingefordert. Nach der Konfirmation wurde alles wieder, wie es gewesen war. Ich trat wieder in den alltäglichen uninteressanten Zustand zurück, der für meine Mutter in Algebra und Griechisch bestand; wer sollte sich für einen aufgeschossenen, unfertigen Menschen begeistern, der durch Jahre und Jahre immer nur Griechisch und Algebra lernte, morgens mit der

Schulmappe aus dem Haus lief, verhungert nach Hause und hastig aß und dann büffelte oder sich mit seinesgleichen herumtrieb, kein Mensch wußte wo. Und dann diese lächerliche Figur mit den schlotternden Gliedern! Im Ernst: für eine Frau wie meine Mutter war das zu viel verlangt, und ich verlangte es auch nicht.

Aber ich hatte nun ein neues Ziel vor Augen: die Maturität und das Einjährigenzugnis. Ich sah voraus, daß das Ereignis wieder zu einer solennen Feier führen werde, und dazu hatte ich die dunkle Vorstellung, daß dann „manches anders werden“ würde. Was, das konnte ich mir nie ganz klar machen, und am wenigsten war ich mir innerlich des Erfolgs sicher. Mir schwante etwas wie ein Kraftwort, das dann im Haus zu sprechen sei. Die Faxenmacher sollten „fliegen“ und zwar „mit Glanz“. Das übrige war das Einjährigenzugnis, Universität, Studentenverbindung, Reserveoffizier und nach glänzend bestandnem Schlußexamen mit aufsehenerregender Dissertation die Bestallung als Privatdozent, eigenes Laboratorium mit ganz neuen Instrumenten von mir selber entworfen und ein Kreis von ergebenen begeisterten Assistenten, die meinen Ruhm verbreiteten: immer die phänomenale Leistung vorausgesetzt, durch die ich mir die moralische und gesellschaftliche Rechtfertigung erobern wollte. Man kann das nicht ernst genug nehmen. Was hatte ich sonst? Eine andere Aus-

sicht zu leben, gab es für mich gar nicht. Eine Heimat war mir nicht geworden. Die Mutter hatte ich nicht kennen gelernt, nicht einmal den Vater. Meine Vertraute, wenn ich eine brauchte, war noch heute die alte Amme. In meinem eigenen Haus war ich ein Fremder; die Zappelphilippe von der Bühne herrschten darin. Das ganze gegenwärtige Dasein besaß ich sozusagen nur geliehen, und mein Besitz lag vollkommen in der Zukunft. Dazu ging ja das Vermögen rapid zur Neige, wie ich ziemlich genau wußte. Ich hatte zwar einen Vormund, der darüber wachen sollte; aber das war natürlich selber ein Opernheld, eben der alte zweifelhafte Ehrenmann, mit dem die Mutter in der Kirche zu meiner Konfirmation erschienen war, und er war auch ihr Ratgeber bei ihren Spekulationen, die sie beide Vermögensverwaltung nannten. Ich habe nichts gegen Lumperei und Niederlichkeit; aber sie hätten mich menschlich mit einschließen sollen. Diese Einsamkeit und Ausgestoßenheit, unter der ich dort jahrelang litt, dreht mir noch heute das Herz um, wenn ich daran denke, und das ist der eigentliche Vorwurf, den ich gegen meinen Vormund erhebe. Verludertes Geld ist wieder zu ersetzen; was liegt daran. Positionen entstehen und verfrachten. Gut. Aber für verlorene menschliche Beziehungen gibt es keinen Ersatz. Niemals. Jedes Verhältnis hat seine eigene Welt und steht nicht für ein anderes ein.

(Fortsetzung folgt).

Alpsegen.

Von Dr. Carl Läubler, Zürich.

Wenn dich, lieber Wanderer, der Zufall einmal im Sommer zur Zeit des Einnachtens auf gewisse Alpen unseres schönen Vaterlandes führt, dann kannst du etwa einen weithin durch die Stille des Abends vernehmbaren, lang andauernden Spruch des Sennen belauschen, und du weißt nicht recht, ist es Gesang oder Zwiegespräch mit einem höheren Wesen. Aber du fühlst, es ist ein recht feierlicher und zu Herzen gehender Ruf. In der Tat handelt es sich um eine Art Gottesdienst, der da hoch ob den menschlichen Siedelungen abgehalten wird, wo das Herz dem Unend-

lichen näher entgegenschlägt. Heißt es doch im Lied:

„Auf hoher Alp
Der Hirt sein Herdlein schaut,
Sein Herz nur Gott vertraut,
Der Geiß und Lamm ernährt,
Gesunden Trank beschert.
Auf hoher Alp
Ein lieber Vater wohnt.“

Der Welpser, der nicht wie die Leute im Dorf und in der Stadt seinen religiösen Empfindungen an der Versammlung im Gotteshaus Ausdruck geben kann, ist auf sich selbst angewiesen. Zwar lassen in katholischen Gegenden die Sennen viel-